

**S. Brohl u. Co.**

Roman von V. Echerbulicz.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Ereignisse auf dieser Erde sich nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung vollzogen, so wäre anzunehmen gewesen, daß der Graf Abel Larinski und Fräulein Antoinette Moriaz das Ende ihrer Tage erreicht hätten, ohne sich je kennen zu lernen. Graf Larinski wohnte in Wien; Fräulein Moriaz verließ Paris nur, um die warme Jahreszeit in Cormelles zuzubringen. Weder hier noch in Paris hatte sie von dem Grafen reden gehört und auch diesem war die Existenz des Fräuleins Moriaz völlig unbekannt. Sein ganzes Denken und Trachten war nämlich ausschließlich der Erfindung einer neuen Plüte gewidmet, durch die er sich Ruhm und Vermögen zu erwerben hoffte. Er glaubte eine Kriegswaffe herstellen zu können, die sicherer und weiter trug als jede bisher bekannte, und die seiner Meinung nach eines nicht allzufernen Tags in der ganzen österreicherisch-ungarischen Infanterie eingeführt werden würde. Er hatte es mit Hilfe seiner guten Verbindungen auch wirklich fertig gebracht, daß eine Kommission ernannt wurde, um sein Modell zu prüfen. Der Ausspruch der Kommission lautete: Die Larinskische Waffe biete gewiß manche Vorzüge, doch habe sie drei Fehler: sie sei zu schwer, sie „verschleime“ zu schnell und die Herstellungskosten seien zu hoch. Graf Abel verlor den Mut nicht. Er wandte zwei weitere arbeitsvolle Jahre daran, seine Erfindung zu vervollkommen und die Plüte leichter und billiger herzustellen. Als er sie zum zweiten Male zur Probe vorlegte, explodierte die Waffe und vernichtete dadurch Larinskis Gründerruhm auf immer. Als er die mancherlei Kosten, die ihm entstanden waren, beglichen hatte, sah er mit Schrecken, daß er sein Kapital samt Zinsen aufgebraucht hatte, die von vornherein nicht bedeutend gewesen waren.

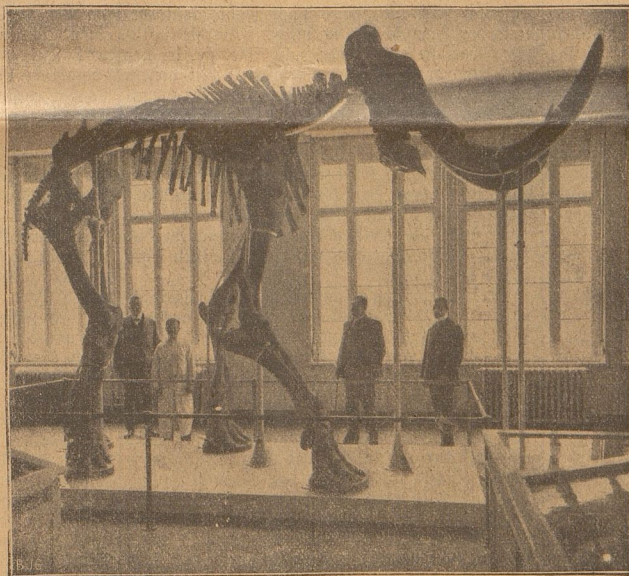
Fräulein Moriaz Sterne strahlten freundlicher als die des Grafen Abel Larinski. Sie hatte sich nie in den Kopf gesetzt, etwas zu erfinden, und nie nötig gehabt, sich irgendwelche Gedanken über die Herbeischaffung von Daseinsmitteln zu machen. Ihre Mutter hatte ihr eine Rente von hunderttausend Franken hinterlassen, und sie brauchte dieselbe, um sich und anderen das Leben

schön zu machen, denn sie war außerordentlich wohlthätig. Sie liebte die große Welt und die Gesellschaften, ohne sich ihnen allzuviel hinzugeben, sie hätte sie auch ganz entbehren können, denn sie war an Geist und Gemüt nicht unbegütert und trug den stillen Frohsinn in sich, den der Himmel zuweilen geübten unverzärtelten Frauen wie eine Krone aufs Haupt legt. Im Winter ging sie sehr viel unter Menschen. Ihr Vater, Mitglied des Instituts und Professor der Chemie am College de France, gehörte zu den Gelehrten, denen es nach des Tages Arbeit ein Bedürfnis

malte, träumte, und Blumen und Bäume, ihre Bücher und Winkel, der vielen Obliegenheiten für Arme und Waisen nicht zu gedenken, füllten ihre Zeit so angenehm aus, daß sie kaum jemals eine Viertelstunde Langeweile hatte. Sie war mit ihrer Lebensweise so zufrieden, daß sie kaum jemals daran dachte, sie könne sich einmal ändern; auch der Gedanke an eine Heirat war endlich in ihrem Kopf noch nicht aufgetaucht. Doch war sie schon volle 24 Jahre alt und hatte immerhin schon ein paar Bewerber ausgeschlagen. Manchmal behauptete sie sogar lachend, sie hoffe durchaus, unvermählt zu sterben. Bei solchen Gelegenheiten entstanden dann die einzigen Dispute, die zwischen Antoinette und ihrer Umgebung überhaupt möglich waren. Wenn ihr Vater die Stirn runzelte und rief: „Daraus wird nichts“, so lachte sie so herzhaf und lange, bis er zum Schluß mitlachte und seufzend einwandte: „Ich scheine wirklich nicht mehr Herr in meiner Familie zu sein, aber ich habe Dich ja nie bändigen können und was Sänschen nicht lenzt ...“

Es hat stets früher oder später üble Folgen, tags sein Gehirn bei der Arbeit und abends seine Nerven durch Diners, Konzerte und Theater zu strapazieren. Im Winter, da Antoinette ihr vierundzwanzigstes Jahr vollendete, überanstrengte sich Professor Moriaz darartig bei seinen Vorlesungen, daß eine jener, durch sein allzureges Leben schon lange vorbereiteten, nervösen, mit Blutarmut verbundenen Erkrankungen bei ihm ausbrach, über die man heute allgemein klagt und für die es tausend Namen und keinen gibt. Er mußte ganz plötzlich seinen Lehrstuhl einem Stellvertreter überlassen und in den ersten Tagen des Juni auf Rat seines Arztes ins Engadin reisen, um in Sants Moriz eine Luft- und Trinkkur zu gebrauchen. Nun kann man nicht von Paris nach Sants Moriz gelangen, ohne Chur zu berühren. Und in Chur war es, wo Fräulein Moriaz, die, wie immer, ihren Vater begleitete, zum erstenmal den Grafen Abel Larinski erblickte. Wenn das Schicksal eben will, treffen sich Fliege und Spinne.

Abel Larinski kam von Wien über Mailand und den Splügenpaß; er stieg im „Steinbock“, dem besten Hotel des Ortes, ab, obwohl er ihm gerade nicht am bequemsten lag, doch glaubte er, dies dem Grafen Larinski schuldig zu sein und alle Anforderungen, die dieser an ihn stellte, erfüllte er fast mit religiöser Gewissenhaftigkeit.



Das größte Mammutskelett der Welt.

Interessante Funde wohlhabender Aelterer von Steen aus der Steinzeit machte man in den Sandgruben bei Steinheim an der Ruhr. Der Assistent der königlichen Naturhistorischen Sammlung in Stuttgart, Dr. Dietrich, hat nun die Fundstücke kunstgerecht zusammengefügt und ein vollständiges Skelett hergestellt. Es ergab sich, daß der über 4 m hohe Koloss das größte bis jetzt auf der Welt bekannte Mammut darstellt.

ist, in angeregter eleganter Gesellschaft zu speisen und zu plaudern, auch liebte er Musik und Theater. Antoinette war stets an seiner Seite. Sie verbrachten fast nur die Abende zu Haus, an denen sie selbst empfingen. Kaum waren jedoch die Schwalben da, so entfloh Fräulein Moriaz fast mit Jauchzen nach Cormelles, wo sie sieben Monate in ländlicher Einsamkeit zubrachte, zutrieden mit der ein wenig trodenen Gesellschaft des alten Fräulein Moseney, die früher ihre Lehrerin gewesen und nun zu ihrer Gesellschafterin avanciert war. Sie schwelgte dann im Grünen, Luftwandelte durch die vielen kleinen Häute und Wäldchen der Umgebung, las,

Er war in außerordentlich melancholischer Stimmung und machte einen Spaziergang durch die Stadt, um sich zu zerstreuen. Als er die Brücke über die Pleßur überschritt, schaute er mit umflorten Blicken in die schäumenden Wellen und fühlte fast den Wunsch aufsteigen, den tödlichen Sprung zu tun. Doch Gott sei Dank ist bei all derartigen Plänen der Weg vom Wunsch zur Tat recht weit, und der Graf erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß auch der melancholischste Mensch der Welt nur sehr schwer des Daseins süße Gemohnheit aufgibt.

Im übrigen hatte er wirklich keinen Grund, besonders guter Dinge zu sein. Sein Ansehen hatte ihn in Mailand in einen, wie er später erfuhr, übel berüchtigten Klub geführt, er hatte dort gespielt und verloren. Nun blieb ihm gerade soviel, um seine Reise nach einem kleinen Bade an der Riviera, wo er sich ausruhen und weiter über seine Lage beratschlagen wollte, zu Ende zu führen. Doch was sollte er auch im kleinsten Bade ohne die geringsten Mittel? Ehe er den Spüngen passierte, hatte er an einen kleinen Bankier seiner Bekanntschaft geschrieben und eine Geldsendung erbeten. Er zahlte allerdings im Ernst kaum mehr auf dessen Gefälligkeit, und besonders aus diesem Grunde war er auf der Brücke stehen geblieben und hatte in die moffigen, schäumenden Wasser der Pleßur hinuntergestarrt. Zwanzig Minuten später schritt er gesaßt über einen mit einer hübschen, prachtvollen Fontäne gezierter Platz, sah sich dem Eingang einer Kirche gegenüber und trat in dieselbe ein.

Die Kathedrale von Chur herberbergt unter anderen Sehenswürdigkeiten ein Gemälde von Albrecht Dürer, einen heiligen Laurentius auf dem Klotz, den man Holbein zuschreibt, und allerlei interessantes Schnitzwerk. Abel schenkte all diesen Gegenständen nur eine geteilte Aufmerksamkeit, denn kaum war er in das Kirchenloos eingetreten, so erblickte er etwas, was ihm fesselnder schien als jedes Bild der Erde. Ein englischer Dichter hat einmal gesagt, daß man zuweilen das Paradies auf dem Angesichte einer Frau entdeckt, und daß man das Paradies nicht erblicken könne, ohne den Wunsch zu empfinden, auch hineinzufragen. Obgleich der Graf Larinski in Wahrheit nun durchaus kein romantisch veranlagter Mensch war, so blieb er doch einige Augenblicke vor Bewunderung wie an dem Boden gemagelt unbeweglich stehen. War das ein Ruf seines Schicksals? Als er hier zum ersten Male Fräulein Antoinette Moriaz erblickte, denn sie war es, empfand er etwas wie eine tiefe Ueberraschung, ein Erbeben seines Herzens, das er bisher noch nie empfunden. Den Herrn, der sie begleitete, hielt er mit sicherer Menschenkenntnis seiner spärlichen grauen Haare, der ausgebliebenen hohen Stirn, der lebhaften, durch Gläser geschüpften Augen und wohl auch der speziellen weißen Kravatte wegen für einen Gelehrten; er mußte die fechtig überschritten haben, konnte jedoch bei der Jugendlichkeit seiner raschen Bewegungen sehr wohl der Herr und Gebieter des reizenden Wesens an seiner Seite sein.

Es gibt Frauen, an denen man unmöglich vorübergehen kann, ohne sie anzusehen. Wo sich Antoinette setzen ließ, hielten sich die Blicke der Menschen auf sie, nicht nur weil sie reizend war, eher noch weil sie etwas Besonderes, Freies in ihrer Kleidung und Haartracht, eine nicht alltägliche Kühnheit in ihrer anmutigen Haltung und dem kräftigen festen Gang hatte. Manche ihrer Bekannten behaupteten, sie liebe es geradezu, die Vorübergehenden zu verblüffen; sie lachte, als sie es hörte — denn es war ihr nie eingefallen, sich zu fragen, was ihre lieben Nebenmenschen wohl für einen Einbruch von ihr erhalten könnten; sie fragte in allem nur ihren eigenen Geschmack, der kühn, aber nie gewagt war, und die Klarheit ihres Blickes und die vollkommene Disziplin schloß von vornherein das kleinste Mißverständnis über ihren Charakter aus. Dergleichen sagte

sich auch der menschenkluge Graf Abel, als er nun dicht an ihr vorüberstiegt, um die Kirche zu verlassen. Ihr Vater erzählte ihr gerade irgend etwas, was sie zum Lächeln brachte, und dies Lächeln des jungen Mädchens war das einer reifen Frau, die ihrem Engel nichts zu verbergen hat. Es fiel in die Seele des Grafen Larinski wie ein schöner Lichtstrahl, er konnte seine Augen nicht mehr von ihrer Gestalt losreißen und folgte dem Paar, das nun ebenfalls die Kirche verließ, von weitem durch die Stadt bis ins Hotel. Er sprach dann einige Augenblicke mit dem Portier, der ihm bald darauf im Fremdenbuch die Worte wies: M. Moriaz, Mitglied des Institut de France, und Tochter — aus Paris — auf der Reise nach Saint Moritz. Wozu wollte ich das eigentlich wissen? fragte er sich und versuchte nicht mehr an die Fremden zu denken.

Als er das Essen eingenommen hatte, begab er sich auf die Post und holte einen Brief ab, den er aus Wien erwartete. Als er ihn erhalten hatte, eilte er in sein Hotelzimmer zurück, schloß die Tür hinter sich ab und öffnete ihn mit unruhigen, hastigen Händen. Er enthielt die Antwort seines kleinen Bankiers und lautete: „Herr Graf, es tut mir außerordentlich leid, diesmal Ihren Wünschen nicht willfahren zu können. Die Geschäfte gehen sehr schlecht. Es ist mir ganz unmöglich, Ihnen noch einen Gulden weiter vorzuschießen, und den fälligen Wechsel zu prolongieren. Sie wissen, Herr Graf, ich bin Familienvater — es tut mir außerordentlich leid, Ihnen dies in Erinnerung bringen zu müssen.“

Gestatten Sie mir einmal, Ihnen geradeheraus zu sagen, was ich über unsere Geschäfte denke. Ich habe an den Erfolg Ihrer Klinte geglaubt, jetzt tue ich es nicht mehr, kein vernünftiger Mensch tut es mehr. Als sie solide war, war sie zu schwer, als Sie sie leichter machten, war sie nicht mehr solide. Mit diesem unglückseligen Schicksal haben Sie Ihr ganzes Vermögen verpulvert und einen Teil des meinsten, wenn ich auch der festen Ueberzeugung bin, daß Sie mir doch eines Tags die verfallenen Zinsen erstatten werden. Es tut mir sehr leid, Ihnen sagen zu müssen, Herr Graf, daß meiner Ansicht nach fast alle Erfinder irgendwo oben nicht ganz intakt sind; die meisten endigen ja auch im Hospital. Lassen Sie doch um Gottes willen Ihre Klinte fahren. . . .“

An dieser Stelle unterbrach Abel Larinski die Lektüre des Briefes. Er warf ihn auf den Tisch, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, blickte star in eine Ecke des Zimmers und murmelte unwillig: „Hörst du es nun, Dummkopf! Der alte Gomer hat recht. Verflucht sei der Tag, an dem dir der Gebaute, zu erfinden, zum erstenmal dein hochgeborenes Hirn benebelte. Was hast du erreicht? Was hat mir deine ganze Arbeit eingebracht? Was hat es mir genützt, daß ich Rächte lang mit dir von Hinterladern, Schwanzschrauben, Steckerhölzern, Patronen usw. usw. geredet habe? Was ist mein Lohn für diese amüßanten Unterhaltungen gewesen? Hole der Teufel dich und deine Klinte, deine Klinte und dich, du magerer trübsinniger Phantast, du edler Don Quixote und Graf Larinski!“

Zu wem sprach der Graf Abel? Sah er eine Erwiderung? Hatte er einen Doppelgänger? Er allein konnte es wissen. Nachdem er sich so Luft gemacht hatte, nahm er den Brief von dem Tisch wieder auf und las weiter: . . . und erlauben Sie mir, Ihnen dafür einen Rat zu geben. Ich kenne Sie nun seit drei Jahren und habe mich, wie Sie wissen, stets für Ihr Geschick interessiert. Warum wollen Sie nun durchaus Klinten erfinden, Herr Graf? Das verstehe ich einfach nicht. Sie tragen einen so schönen Namen, der Kopf, den Sie auf den Schultern tragen, ist nicht weniger vorzüglich, alle Welt nennt Sie einen Kaufmann, aber aus all dem machen Sie gar nichts. Und doch haben Sie nicht mehr allzuviel Zeit zuzuziehen. Sie zählen, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, dreißig Jahre, eher etwas darüber, drei

Jahre hat Ihnen die vermaledeiete Klinte gestohlen . . . immerhin in Ihrem Alter führen die meisten Männer die Braut heim.

Nachmals, Herr Graf, und mit größtem Bedauern erinnere ich Sie daran, daß der Fälligkeitstermin des kleinen Wechsels herannahet. Ich habe das Armband, das Sie mir zurückließen, schätzen lassen, es ist feinstes aller taufend Gulden wert, wie Sie sagten. Es hat einen gewissen Altertumswert, den aber nur Phantasten zählen, und die sind heutzutage selten geworden. Ich bin, Herr Graf, Ihr ergebenster gehorsamster Diener Moritz Guldenthal.“

Abel Larinski warf sich von neuem in seinen Stuhl zurück und jagte sich, während er den Brief gedankenverloren zwischen den Fingern zerfütterte, daß die Guldenthals manchmal wirklich etwas wie gute Ideen haben. „Da hat er wieder recht, der Ehrenmann“, dachte er, „es ist schade um die verlorenen drei Jahre. Aber nun ist, dem Himmel sei Dank, der Zauber gebrochen. Besten Dank, lieber Larinski, ich gebe dir deine Klinte zurück, mache damit, was du weiter willst.“

Seine Augen blieben in dem Spiegel, der den Kamin krönte, haften, und er blickte sich ein paar Augenblicke lang an. „Wirklich ein ausgezeichnetes Erfindergesicht“, lächelte er, „diese bleiche, glanzlose Farbe, die unerröthenden Augen, die mageren, fast hohlen Wangen, die drei letzten Jahre haben wirklich ihre Spuren hinterlassen. Na, bei ein wenig Ruhe wird sich jaust in der Alpenluft schon wieder verjüngen.“ Er setzte sich gleich darauf an den Schreibtisch und schrieb seinem Ratgeber folgende Antwort: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig, mein besser Guldenthal, Sie verweigern mir die elenden paar Gulden, um die ich Sie anging, und geben mir dafür einen kleinen Rat, der ein ganzes Vermögen wert sein soll. Leider Gottes ist es mir aber unmöglich, Gebrauch davon zu machen. Schöne Seelen verstehen sich auch ohne grobe Worte, und Sie sind ja zu gewissen Stunden Dichter. Wenn Sie tagsüber ein gutes Geschätzchen gemacht haben, so waschen Sie sich abends die Hände, als wollten Sie die Haut mit fortreiben, stimmen Ihre Violine, auf der Sie wie ein Engel spielen, und entlocken ihr so köstliche Töne, daß Ihr Hauptbuch und Kassabuch vor Nührung zu schluchzen beginnen. Ich bin auch Musiker, mit dem Unterschied von Ihnen, daß Ihnen Ihr Spiel fünfzig Prozent einbringt, wie ich leider habe erfahren müssen, und mir gar nichts. Aber vielleicht ist es mir deshalb gerade soviel wert. Ich unterfrage Ihnen hiermit ein für allemal, mir Rathschläge zu geben und verbiete Ihnen auch, das Schmachstück, daß ich Ihnen zurückließ, aus der Hand zu geben. Im übrigen beunruhigen Sie sich nicht, vor Ablauf des Monats werde ich nach Wien zurück sein und den fälligen Betrag begleichen. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit Ihnen, lieber Guldenthal.“

Als er den Brief beendet hatte, klang eine Musik von Harfen und Violinen zu ihm herauf. Herumziehende Musikanten gaben in dem hell erleuchteten Garten des Hotels ein Konzert. Abel öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Sein erster Blick fiel auf Fräulein Moriaz, die am Arm ihres Vaters auf dem breiten Gartengang lustwandelte. Sie wurde viel angesehen, doch von niemandem so bewundert, wie von dem Grafen Larinski. Er wandte die Augen nicht von ihr ab. Ist sie schön? Ist sie hübsch? fragte er sich. Ich weiß nicht, aber jedenfalls ist sie reizend und wie mein Armband ein Kunstwerk für Phantasten. Sie ist ja fast ein wenig zu schlank und die Schultern fast zu stark für ihre lange, geschmeidige und röhrende Taille, aber jedenfalls, ich habe noch nicht ihresgleichen gesehen. Wie alt mag sie wohl sein? Vierundzwanzig — fünfundzwanzig. Weshalb noch nicht verheiratet? Wer ist die überreife und häßliche Person, die wie ein Hund neben ihr her trotzt? Ihre Gesellschafterin wahrscheinlich. Da kommt auch

ihz dieses Föfchen gefaufen und hängt ihr einen Schawl um. Wie sie das alles gefchehen läßt! Man fieht, fie ift gewöhnt, bedient zu werden. Ich weite, fie ift eine Erbin. Aber warum dann noch nicht verheiratet?

Der Graf Larinski fezte dies Gefpräch folange fort, als Antoinette im Garten umherfpazierte. Als fie wieder ins Hotel eingetreten war, kam es ihm vor, als fei der Garten leer und als fpielden die Mufikanten unerträglich falch. Er fchloß das Fenfter wieder und wurde fich plötzlich bewußt, daß er morgen nicht an die Riviera weiter reifen, fondern fich auf zwei oder drei Tage nach Santt Moriz begeben werde. Er jah gefankenvoll vor fich hin und fagte: „Es ift abfurd, aber immerhin, wer weiß?“ Darauf wog und fhätzte er den Inhalt feiner Börfe, fie war fehr leicht. Der Graf Larinski hatte bis vor kurzem eine bedeutende Sammlung von Schmuckftücken befeffen, die er als Refervesonds betrachtet und nur in den Fällen äußerfter Not anzugreifen gedacht hatte. Nun befaß er nur noch zwei Stücke, das Armband, das fich in Herrn Guldenhals Händen befand, und einen prunkvollen Brillantring, den er am Finger trug. Er fachte den Entfchluß, diesen Ring, ehe er Chur verließ, zu verkaufen, oder wenn möglich ihn gegen eine ausreichende Summe zu verpfänden.

Er blieb ein paar Augenblicke am Fußende feines Bettes mit gefchloffenen Augen und müde herabhängenden Gliedern figen. Er fchloß die Augen, um fich Fräulein Moriaz beffer vorftellen zu können, und wiederholte noch einmal: „Es ift abfurd, aber immerhin, wer weiß? Wer weiß, was noch alles werden kann! Und dann rezitierte er mit einer Ausfprache, deren Reinheit Herrn Guldenhals in Wien gewiß in Erftaunen verfezt haben würde, mehrmals den alten Vers:

Ich hab' mein Sach auf nichts gefeßt  
Und mein Gehört die ganze Welt.

Nachdem Herr Moriaz feiner Tochter gute Nacht gemüncht und fie mit dem üblichen Kuß auf die Seiten entlassen hatte, zog er fich in feine Zimmer zurück und fchickte fich an, feine Lager anzufehen, als lebhaft an feine Tür geklopft wurde. Er kleidete fich fehnell wieder halb an, öffnete, jah einen jungen blonden Mann hereinftürzen, der fich feiner beiden Hände bemächtigte und fie ftürmifch drückte. Herr Moriaz befreite fich mit Mühe und blickte den Eindringling im Zweifelicht mit verbliffenen Augen an. „Wie“, rief diefer, „Sie erkennen mich nicht mehr? Den Sohn Ihres beften Freundes, der lange Ihre Vorlefungen befehzt hat und es jetzt wieder tun will, den Sie voller Hoffnungen nach Transilvanien entließen.“

„Camille, mein Junge“, erkannte ihn nun Herr Moriaz lachend. „Wie fehr haft Du Dich verändert; als Du uns verließest, jahft Du aus wie ein Jüngling.“ — „Und heute?“ — „Heute bist Du ein junger Mann. Aber wo kommst Du um alles in der Welt fo plötzlich her? Ich glaubte Dich im tiefften Transilvanien.“

„Selbst daher kann man wiederkommen, wie Du fiehst. Vor drei Tagen kam ich in Paris an und fprang von da natürlich fofozt weiter nach Maisons-Lafitte. Frau de Loren, meine Tante und Antoinettes — pardon Fräulein Antoinettes Patin teilte mir mit, daß Sie leidend feien und der Arzt Sie nach Santt Moriz zur Kur gefchickt habe. Ich begab mich fofozt auf die Jagd nach Ihnen. Heute morgen kam ich um eine Stunde zu spät nach Zürich, foñst hätte ich Sie dort schon getroffen. Jetzt aber habe ich Sie gefangen und Sie müffen mich anhören.“

„Vorerft überzeuge Dich, liebes Kind, daß ich augenblicklich nur ein jämmerlicher Zuhörer feien kann. Wir haben heute ein Nathaus, einen erzbifchöflichen Palaß, eine Kathedrale und allerlei Bilder und Reliquien in Augenfchein genommen. Ich falle buchftäblich um vor Müdigkeit. Ist es denn fo eilig, was Du mir zu jagen haft?“ — „Gewiß ift es eilig! Ich komme eigens atem-

los aus dem tiefften Ungarn hergelaufen, um Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

Herr Moriaz fchüttelte den Kopf und fchlug die Augen zum Himmel auf. Dann fanf er aufs Bett und feufzte: „Könntest Du denn damit nicht bis morgen warten? Wenn man fich jemand günftig ftimmen will, fo wech man ihn doch nicht gerade mit feiner Bitte aus dem erften Schlaf!“ — „Mein lieber Professor, es tut mir fürchtbar leid, Ihnen fo ungelegen zu kommen, aber es ift nun einmal unumgänglich nötig, daß Sie mich anhören. Vor genau zwei Jahren bat ich Sie zum erftennal um die Hand Ihrer Tochter. Nachdem Sie dann mit Antoinette . . . Sie geftatten, nicht wahr — bitte — daß ich Sie Antoinette nenne — geredet hatten, teilten Sie mir Ihre Antwort mit. Sie hatte entgegenet, ich fei ihr zu jung, fie könne mich nicht ernft nehmen, und fie ftellten mir frei, in zwei Jahren meine Bitte noch einmal zu wiederholen. Ich habe nun diese zwei tödlich langen Jahre damit hingebracht, in Ungarn eine Straße und eine Hängebrücke zu bauen, und glauben Sie mir, ich habe mir bei all der fchweren Arbeit reichliche Mühe gegeben, Antoinette zu vergeffen. Es war unmöglich! Sie ift mir nun einmal der Sinn meines Lebens, und ich kann nichts daran ändern. Haben Sie mir nicht am 5. Juli 1902 gefagt, ich möge in zwei Jahren noch einmal mit meiner Bitte kommen? Heute ift der 5. Juli 1904 und ich stelle mich ein. Bin ich nicht pünktlich?“

(Fortfezung folgt)

## Geüht.

Roman von Hans Bodfeldt.

(6. Fortfezung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

**D**aßten sie schon, daß er nach Sibirien transportiert wurde? Verfluchten sie noch Schritte, um ihn zu helfen? Würde er jemals feine Weib noch wiederfehen? Sie jemals noch in feine Arme nehmen können, fie, feine Herzensweib, und Elsa, feine Kind? Sicherlich nicht mehr. Lebendig wurde er begraben in der Tiefe nordfibirifcher Bleiwerke. Aufstöhnend warf er fich auf die Decken am Boden der Zelle. Seine Nerven hielten die Qual nicht aus, die Hoffnungslofigkeit hatte die männliche Energie und Kraft zunichte gemacht. Schwach geworden am Körper, wurde jetzt auch die Seele fchwach. Tränen fchufen ihm eine Erleichterung und vermochten auf Minuten ihm eine Erlöfung von dem fürchtbaren Druck auf feiner Seele zu geben. Hätte Gregorieff jetzt diesen haltlos meinenten, gebrochenen Mann fehen können, er hätte fich jagen müffen: „Meine Rache ift voll befriedigt worden. Ich darf damit zurrieden fein!“

Ein Geräufch an der äußeren Tür wurde plötzlich laut.

„Wahrfcheinlich der wachhabende Kosak, der revidieren kommt.“ dachte Ottingen.

Richtig, da fand er fich im Türrahmen der Halle. Der Lichtfchein von dem Herdfeuer des Vorderraumes ließ trotz der Dunkelheit, die foñst herrfchte, die Lammfellmütze eines Kosaken und die blindenden Knöpfe eines ruffifchen Militärmantels erkennen.

Die Gefalt trat ruhig auf Ottingen zu; „Baron Ottingen“ jagte eine rauhe Stimme „erschrecken Sie nicht, Sie find frei!“

Ottingen fuhr auf. Er vermochte feinen Laut aus der Kehle zu bringen und ftarrte wortlos die dunkle Gefalt an.

„Ruhe, Baron Ottingen! Ruhe! Rafften Sie fich, ich fpreche die Wahrheit! Sie find frei!“

Da prekte fich ein Laut unfäglicher Freude aus der Bruft des Gefangenen. „Ich — frei?“ ftammelte er mühsam.

„Ja! Allerdings nicht frei durch einen Gnadenfpruch oder das Gericht, flüfterte der Kosak da mit verftellter, polternder Stimme haftig. „Aber frei durch Ihre Gattin und Freunde!“

Er griff fehnell nach Ottingen und hielt ihn aufrecht, denn er taumelte plöglich. Der jah Uebergang von dem fürchtlichen, hoffnungslofen Seelenfchmerz zu der fein ganzes Sein erfchütternden Freudenbotfchaft war zu viel und zu plöglich.

„Sezen Sie fich einen Augenblick, Herr Baron. Wir haben Zeit in Menge.“ Er half dem Baron auf eine niedrige Britche. Dann hielt er ihm eine Flasche hin. „Nehmen Sie einen Schlud Ungarwein, der wird Ihre momentane Schwäche fehnell beseitigen.“ Und während Ottingen mit bebenden Händen die Flasche ergriff und mühsam an die bleichen Lippen brachte, fuhr der andere in plöglich leichtem, faft launigem Tone fort: „Ja, Gregorieff ift fehlau. Aber Ihre Freunde find noch fehlauer. Wir haben die Häfcher überfchiet.“

Ottingen fprang auf. „Zunächst wer find Sie, der mir diese Rache bringt? Ich kenne Sie nicht — ein Kosak —“

„Ganz recht. Aber von Ihren Freunden gewonnen. — Sie brauchen mir nicht zu danken, wief er fehnell zurück, als Ottingen nach feinen Händen griff. „Ich bin dafür fehon reichlich belohnt.“ Dann lafste er fich mit übermenschlischer Gewalt: „Hören Sie weiter. Draußen — hinter dem Dorfe, im Walde, wartet bereits der Schlitten.“

„Wie?“

„Zawohl! Und mit Ihrem eignen vortrefflichen Biergepann aus Ihrem Gefüß bespannt, die Goldfuchsfuhrer.“

Ottingen blickte atemlos nach dem Sprechenden.

„Woher —“

„Nicht fragen, Herr Baron. Sie erfahren fo fehon alles von mir. Also — im Walde — es ift da gleich rechts an der erften Waldböhe ein Holzgebäude — dort finden Sie alles — andere Kleider, warmes Feuer, Waffer zum Waschen und zum Abnehmen des Bartes. Gleich links hinter der Kirche ift die Straße.“

Der Kosak ergriff die Burka, die Ottingen abgelegt hatte. „Ich komme mit.“ — Er nahm Ottingens Arm. — „Grit die Burka angezogen!“ — Er half Ottingen dabei. „Und nun — noch eins! Keinen Laut! Bei Ihrer Freiheit und Ihrem Leben! Mit dem Herrn von Stromed — erwartet Sie Ihr — Ihr liebes treues Weib!“

Im nächften Moment verließen beide das Gefängnis.

„Hierher!“ Er zog den Baron hinter die Scheune neben der Straße. „Hier find wir feherer! Es zieht fich ein mit Erlen und Tannen befezier kleiner Fußpad bis zum Walde hin.“

Dann ftürmten beide vornwärts. Der Baron voran, — der andere immer wenige Schritte hinter ihm nachfolgend.

Kein Wort wurde auf dem kurzen Wege mehr zwifchen ihnen gewechfelt.

Nur für fich selber fprach Ottingen — ftosweise — jubelnd — aufschluchzend, — dann plötzlich lachend, das aber mehr nach Weinen, aber einem glückfeligen Weinen klang:

„Meta! Meta, Du bist da! In wenig Minuten foll ich Dich wieder haben, Meta! Mein Weib! — Und ich — ich bin ja frei, frei durch mein Weib und Agel!“

Jetzt waren fie am Rande des Waldes.

Der Kosak fprang an Ottingen heran:

„Dort rechts — Sie fehen es von hier aus — da — der Schlitten hält ja fehon da! Hören Sie? Das war das Wiehern Ihrer Utrainer! Na, fo laufen Sie!“ jagte er. „Und — glückliche Reife — in die Freiheit hinein!“

Sehon war Ottingen weit von ihm fort.

Da lehrte fich der Kosak um. Feierlich zog er feine Pelzkappe vom Haupt. Leife kniete er zum Gebet nieder.

In den erften Nachmittagsstunden des folgenden Tages durchfief plötzlich die Stadt Riga mit Windeseile die Nachricht, daß der Gouverneur Gregorieff in feinem Bureau von dem Schwiegerfohn des nach Sibirien transportierten Baron Ottingen erfchossen worden fei, und daß der Täter fich unmittelbar darauf selber entleibt hätte. Beamte, die auf die

beiden Schiffe hin in das Kabinett Gregorieffs gestürzt waren, hatten nur noch die Leichen gelunden. Gregorieff, der in der frampfhaft geschlossenen Faust einen schweren, bronzenen, großen Leuchter gehalten, den er wahrscheinlich entweder als Angriffs- oder Verteidigungswaffe ergriffen, war mitten durch das Herz getroffen worden. Sein Tod mußte ein unmittelbarer gewesen sein. Lothar von Stern lag mit einem Schuß durch die Schläfe in der Gegend des Fensters.

Allmählich hörte man Näheres. Auf dem Schreibtisch Gregorieffs lag eine von Sterns Hand geschriebene Schrift, die eine in den Formen des Kanzleistils gehaltene, offenbar höhnende untertänige Anzeige an Seine Excellenz enthielt, worin Schreiber sich die Ehre gab, zu melden, daß der in so infamer Weise unschuldig zur Zwangsarbeit nach Sibirien verurteilte Baron Ottingen von dem gehorhambt Unterzeichneten gestern abend in Koslow befreit worden sei und sich, wie beiliegendes Telegramm erkläre, bereits jenseits der russischen Grenzpfähle befinde. Das beiliegende, aus der Stadt Thorn in Preußen datierte und in der Mittagsstunde bereits in Riga bei Lothar eingetroffene Telegramm enthielt nur die Worte: „Glücklich hier angekommen. Gott segne Dich! Meta.“

Wahrscheinlich war Gregorieff beim Lesen dieses höhnischen Briefes von Lothar von Stern erschossen worden.

Bei letzterem fand man einen ausführlichen Bericht, geschrieben auf der Fahrt von Schabli-Mitau nach Riga — nach glücklicher Befreiung meines Schwiegervaters aus den Klauen Gregorieffs und seines Helfers Kalugow,“ der die Einzelheiten dieser Befreiung enthielt. In dieser zum Teil mit Bleistift geschriebenen Schrift sagte der Schreiber, daß er zur Ermöglichung der Befreiung sich zwei Biergepässe aus dem Gestüt seines Schwiegervaters genommen und einen eithländischen Kutischer gemietet habe, der die Rolle eines reichen Pferdehändlers habe spielen müssen, während er selber als sein Knecht figurirt habe. Fraglicher eithländischer Kutischer sei mit einem von ihm heimlich in der Gouvernementskanzlei ausgestellten gefälschten Auslandspaß ebenfalls direkt über Warschau nach Deutschland gefahren. Ferner schilderte er, daß er, um ganz sicher zu gehen, die telegraphische Verbindung zwischen Koslow und Schabli zerstört, und um die Befreiung zu ermöglichen, dann den Sekretär Kalugow und die Kosaken mit Schloßmitteln, in Wunsch gemischt, betäubt habe. Der häufig mit fliegender Hand und in sichtlich großer Erregung niedergeschriebene Brief fuhr dann wörtlich fort: „Ich hatte mir geschworen, die beiden, die meinen Schwiegervater verderben wollten, zu strafen. Der erste war Kalugow. Nach der Befreiung des Barons Ottingen drang ich mit Hilfe von Nachschlüssel in das Zimmer, in dem der Sekretär in totenähnlichen Schlafe lag. Ich steckte ihm für alle Fälle einen Knebel in den Mund, band ihm die Glieder zusammen und schleppte ihn in das Loch, in das er den edeln, braven, unschuldigen Mann hatte werfen lassen. — Die Kühle der Nacht und die Schmerzen ließen ihn mühsam erwachen. Da hielt ich dem Schurken sein Sündenregister erst vor, und dann, als er mit feigem Zucken der falschen Augen mir bewies, daß er mich erkannte und begriffen, daß jetzt die Strafe komme, drückte ich ihm ein mit Chloroform getränktes Tuch auf den Mund. Dann schloß ich ihn ein. — Vielleicht liegt er in dem Augenblick, wo dieses Schreiben bekannt wird, noch lebendig dort; — vielleicht ist er, der nicht menschlich fühlte, — auch der Kälte der Nacht erlegen. Gestraft ist er von mir in jedem Falle.“

Am nächsten Tage kamen die Kosaken. Sie brachten die Leiche Kalugows. Ob er erfroren, ob ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht hatte, konnte erst die Obduktion feststellen. „Erstreckt“ lautete der ärztliche Befund. — —

Drei Menschenleben wegen der Rettung Ottingens. Aber drei andere, bessere Leben waren dadurch erhalten! — —

Jahre hatte es noch gedauert, ehe die Erinnerung an Lothar bei Elsa nicht mehr Weh hervorrief: Jahre, bis sie endlich erkannte, welches edle, wackere Herz um sie so tief und stumm litt, die treuen Augen voll trüben Schmerzes alle Schropffheit, alles Bittere in Elsas Wesen ertrug, die tiefe Liebe zu ihr keuch im Innern des Herzens fest verschließend.

Als nach Lothars Tode und der Flucht Ottingens die Nachforschungen der Polizei nach Mitzitälern ohne Erfolg blieben, war Axel, der sich damals von Wilna aus wieder nach seinen im Innern Wolhyniens gelegenen großen Waldgütern begeben hatte, jeden Tag darauf gefaßt, als Mitzschuldiger verhaftet zu werden; aber nicht der geringste Verdacht war gefallen, und er folgte der Familie Ottingen nach.

Oberhalb Clarens, an den schönen Gestaden des Genfer Sees, hatten diese ihr unfreiwilliges Heim aufgeschlagen und dort verlebte Axel mit

### Zur 1200 Jahrfeier der Rattenfängerstadt.



Das Rattenfängerhaus in Hameln.

Die im Jahre 712 von heiligen Bonifatius am Ausflus der Hamel in die Weser gegründete Stadt Somern feiert in diesem Jahre ihr 1200jähriges Gesehen. Verdient wurde Hameln durch die Rattenfängerlegende. Das Rattenfängerhaus steht noch heute inmitten der Stadt und bildet eine große Lebenswürdigkeit derselben.

ihnen den größeren Teil der nächsten Jahre. Dort schlug dann endlich auch die Stunde, in der Elsa die Liebe Axels zu begreifen begann, und dort feierte wenige Jahre später in engem Familienkreise ein junges Paar seine Vermählung.

Nach beinahe sechsjähriger Trennung von Rußland betrat Elsa wieder die Heimat als junge, der Mutter an Schönheit und Liebreiz immer ähnlicher gemordene Frau von Stromeck. Die Güter ihres Vaters waren von der Regierung eingezogen worden. Erst später erhielt Baron Ottingen durch einen Gnadenerlaß die Erlaubnis zur Rückkehr nach Rußland und die Güter wieder zurück.

Aber merkwürdig, was Meta und er so lange und so heiß ersehnt, — die Rückkehr in die Heimat — nun sie ihnen endlich gestattet war, nun der Rückweg wieder frei vor ihnen lag, nun bangte ihnen plötzlich davor! Die Bilder jener schrecklichen Tage, die allmählich schon schattenhaft geworden waren, stiegen wieder mit der ganzen Deutlichkeit vor ihnen auf, und sie kehrten nach Rußland nicht zurück. Es schien, als ob das Grauen vor der Heimkehr in Meta und ihrem Gatten immer mehr wüchse. Als ob die Schatten der Vergangenheit

immer tiefer würden. Dabei glühte doch in beiden die tiefe heiße Sehnsucht nach den Kindern und — den Enteln, die sie erst im Bilde kannten, da Elsa in all den Jahren ihrer Verheiratung an Rußland gefesselt blieb.

In der Villa Ottingen lief die Dienerschaft in großer Aufregung hin und her, um alles zur Reise vorzubereiten. Da es Anfang Mai war, wunderte man sich über die schnelle Abreise, weil die Herrschaften sonst im Juni erst nach der Südschweiz gingen, um dort die heiße Jahreszeit zu verleben.

Im Zimmer saß Baron Ottingen, blätterte in einem Kursbuch und suchte die schnellste Fahrgelegenheit nach — der Heimat! Die Baronin trat zu ihm, in der Hand ein kleines Briefchen haltend. In diesem waren nur wenige Zeilen mit ungelenter und feiner Kinderchrift geschrieben: „Liebe Großeltern! Nun werde ich bald sieben Jahre. Ich kenne meine lieben, lieben Großeltern noch nicht. Ernst und Fred auch nicht. Bald kommt mein Geburtstag und nun habe ich einen Wunsch. Der ist: Ach, kämen doch die lieben, lieben Großeltern zu ihrem Enkel Lothar! Den Brief habe ich schon allein geschrieben, das ist der erste Brief, nun kommt, Ihr lieben Großeltern. Es küßt Euch dann Euer Enkel Lothar.“

Bringt mir etwas recht Schönes mit, hört Ihr, liebe Großeltern! Mein Geburtstag der ist in 9 Tagen, und ich bete nun alle Abend zum lieben Gott, daß er mir die lieben Großeltern auch richtig zum Geburtstag schenken soll! Nun küsse ich Euch, liebe, liebe Großeltern! Euer Enkel Lothar.“

Die Großeltern hielten sich innig umschlungen, und die Großmama fragte den Großpapa: „Ach hoffe, wenn ich mich eile, können wir noch den Abendzug in Genf erreichen?“

„Natürlich. Ich rechne sogar sicher darauf,“ antwortete der Großpapa. Die Großmama besaite sich, und sie erreichten auch den Abendzug in Genf. Den 7. Geburtstag — den wird nun Lothar von Stromeck zum erstenmal mit den Großeltern zusammen feiern! Die Schatten der Vergangenheit, vor dem holden Kinderlachen der Entel, da werden sie schnell verschwinden.

### Ein Drama auf dem Meere.

Novelle von E. A. Martinz-Zuvirja.  
Berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von J. Diedrich.

Der Wind hatte sich vollständig gelegt, und das Segel hing schlaff am Mast des Bootes herab.

Juan Manuel band es nicht fest. Er griff nach den Rudern und durchschnitt mit kräftigen Schlägen das Wasser. Aber er hatte keine Lust, das Boot vorwärts zu treiben. Warum auch? Seit einer Stunde bechätigte ihn nur ein Gedanke. — Vor wenigen Minuten hatte er in seinem verhärteten Herzen den furchtbaren Entschluß gefaßt, sich zu rächen.

Er warf die Rudern von sich und wandte sich nach dem Bug des Bootes um. Da sah der Italiener und zählte, wohl zum zehnten Male, sein Papiergeld. In seinem Gesichte stand das Lächeln der Befriedigung seiner Gahndt.

„Wie kann er lächeln?“ dachte Juan Manuel und sah in das schöne Gesicht des glücklichen Menschen.

„Silippo!“  
„Was willst Du, Juan Manuel? Aber Du ruderst ja nicht? Es ist taum noch eine halbe Meile bis zum Hafen. Sieh, dort auf dem Deiche kann man Gabriela schon erkennen.“

Juan Manuel schloß die Augen, um sie nicht zu sehen. Mit seinem Herzen hatte er schon gefühlt, daß sie da stand, um das Boot zu erwarten.

„Los, Mensch! Rudere! Ich gebe Dir einen Pejo mehr. Ich möchte schnell da sein. Oder bist Du müde?“

„Nein. Ich will Dir etwas sagen.“

„Was?“  
Juan Manuel hob den Blick und sah dem Italiener gerade ins Gesicht. Filippo überließ es kalt.

„Ich will Dir eine Geschichte erzählen, Filippo. Ich bin Kreole. Ein Sohn der Küste, die da vor uns liegt. In meinem Taufschein steht der Name meiner Eltern. Niemals habe ich ihn gelesen. Ich will nicht wissen, wer sie waren, weil sie mich wissen wollten, was aus mir werden würde, als sie mich verließen, um in ihre Heimat zurückzukehren. Die Leute sagen, Spanien sei ihr Vaterland.“

„Alle nannten mich Juan Mammel. „Manolo“ nannte mich Gabriela, erinnerst Du Dich? Auch Du nanntest mich Manolo.“

Die Eltern Gabrieles nahmen mich auf. Ich war etwa vier Jahre alt. Die Kleine war gerade geboren, und ich wurde ihr Hüter. Als sie zehn Jahre alt war, wurde ich ihr Bruder; als sie fünfzehn alt war, ihr Bräutigam.

Wie ich war, sah sie mich eine Minute daran denken, wie schön Gabriela mit fünfzehn Jahren war.

Und Juan Manuel verbarg das Gesicht in den Händen, die auf seinen Knien lagen. Aber nur einen Augenblick, dann schüttelte er diese Schwäche von sich wie einen schlechten Gedanken. In dem glühenden Blick seiner Augen trocknete eine Träne, und das gebräunte Gesicht des jungen Seemanns hatte wieder die Gefühllosigkeit einer Ephyra.

Erschrocken sah der Italiener ihn an. Er wagte nicht, die Lippen zu öffnen, auf denen das Lächeln des glücklichen Menschen erstarrt war.

Juan Manuel fuhr fort:

„Ich liebte sie mit meiner ganzen Seele, und als sie eines Tages da oben auf jenem Deiche allein stand, sagte ich es ihr. Sie sagte, daß auch sie mich liebe, und wir verlobten uns. Wie ist ein Mädchen so geliebt worden, wie ich Gabriela liebte. Im Dorfe oben leuchten sie über mich und flüsteren unter sich, Gabriela sei eine Kofette. Wehe ihnen, wenn sie es mir gelagt hätten! Ich hätte ihnen die verfluchte Zunge aus dem Munde gerissen. Ich muß spanisches Blut in meinen Adern haben. Man sagt, die Spanier spielen mit ihrem Leben, wenn sie von ihrem König sprechen. Gabriela war meine Königin.“

Als ich zwanzig Jahre alt war, war sie siebzehn. Ich hatte gute Beschäftigung. Deshalb faßten wir den Entschluß, zu heiraten. Aber da kam die verfluchte Aushebung. Das Los traf mich, und zwar das schlimmste: ich mußte zwei Jahre zur Marine. Anfangs glaubte ich den Verstand zu verlieren.

Zwei Jahre, ohne sie zu sehen! Zwei Jahre, ohne ihre Stimme hören, ohne in ihre Augen blicken zu können.

In meinem Unglück behielt ich meinen Verstand. Da oben auf dem Deiche, wo ich ihr meine Liebe gestanden hatte, nahmen wir Abschied voneinander.

„Manolo,“ sagte sie, „ich will auf Dich warten, und wenn Du zweihundert Jahre fortbleibst!“ Ich glaubte ihr, drückte ihr die Hand und ging. Du, der Du niemals gelitten hast, kannst Dir keinen Begriff machen von meinem Leiden in diesen zwei Jahren. Hättest Du zwei Jahre nicht die Sonne gesehen, nicht getrunken und keinen Tropfen Wasser getrunken. Du hättest nicht den zehnten Teil von dem gelitten, was ich litt.

Alles, alles ertrug ich, weil ich sie liebte. Es gibt Dinge, die man nur erträgt, wenn man so liebt, wie ich es tat. Meine Schmerzen waren Kinder meiner Liebe, und mein Trost war ein Kind meiner Hoffnung. Und ich hoffte, weil ich an Gabriela glaubte.

Endlich kehrte ich heim. Das Dorf war dasselbe, das Meer, der Himmel, der Deich, der Fluß, die Hüften und die Felsen, alles, alles war so, wie ich es verlassen hatte. Nur sie! Sie war anders. Seit einem Jahre war sie verheiratet. Du warst ihr Mann. Du, mein bester Freund, der einzige, der mir so nahe stand, daß er mich „Manolo“ nannte. Seitdem nanntest Du mich Juan Manuel.“

„Juan Manuel!“  
„Schweig! Ich will weiter erzählen. Ich überlege nicht viel. Ich spreche, weil ich muß. Das Schweigen würde mein Inneres ausdörren.“  
Vor einem Jahre kehrte ich zurück. Seit einem Jahre bin ich stumm, heuchelte ich ein lachendes Gesicht und Lebensfreude. Seit einem Jahre hoffte ich . . .

„Ja, ich hoffte; aber es war eine andere Hoffnung als die von einst, die mich tröstete; eine ganz andere Hoffnung; das darfst Du glauben!“

„Man sagt, daß die Korien Blutrache üben; Du als Italiener wirst das wissen; und daß sie sich rächen, und wenn auch tausend Jahre darüber vergehen. Man sagt auch, daß die Araber niemals eine Beleidigung vergessen, das weiß ich selbst, weil ich spanisches Blut in meinen Adern habe, oder, besser gesagt, arabisches.“

Wenn ich an mein Herz von früher denke, möchte ich rasen. Es war von Gold, und jetzt ist es von Eisen.

Ich, der ich meinte beim Anblick eines verwundeten Hundes, konnte nicht weinen, als ich erfuhr, daß Gabriela mich verraten habe, weil ich ein armer Rahmschiffer war und Filippo ein reicher Rächter.

Ich fühlte nur hier innen, daß etwas zerprüngt war.

Ein Jahr ist darüber vergangen. Gabriela und Du, und alle, die mich lachen und trinten sahen, glaubten, ich habe vergessen. Ich bin Araber; ich bin wie die Korien. Tausend Jahre könnte ich auf Rache sinnen. Ich habe Glück gehabt. Ein Jahr hat mir genügt. Die Gelegenheit ist glänzend!“

Juan Manuel stand auf.

„Filippo,“ sagte er, auf die Küste zeigend, „da steht Deine Frau. Ich habe gute Augen. Sie wartet auf uns, das heißt, sie wartet auf Dich. Sie hält ihr Kind im Arm und hat unser Boot schon bemerkt. Komme! Du bis dahin schwimmen! Es ist etwas mehr als eine halbe Meile . . .“

Das Meer war still und ganz unbeweglich. Wie ein Rahmen von Blei umgab die glatte Fläche das wie erstarrt daliegende Boot. Die Sonne leuchtete wie eine silberne Scheibe und entfärbte durch ihren Strom von Licht das fette Blau des Himmels. Die Atmosphäre war durchsichtig wie ein Bergkristall und ließ in der Ferne klar die Linie und alle Einzelheiten des Deiches erkennen. Von Furcht gepackt, sah der Italiener Juan Manuel mit einem starren Lächeln an.

„Was willst Du tun? Ich kann nicht schwimmen!“  
„Umso schlimmer für Dich! Ich rudere nicht weiter. Wenn Du die Küste erreichen willst, mußt Du schwimmen,“ erwiderte Juan Manuel mit eisiger Stimme, als ob er die Formel des Todes verleierte.

„Ich kann nicht,“ wiederholte Filippo.  
„Dann wirst Du mit mir untergehen.“  
„Juan Manuel!“  
„Sieh!“

Und der junge Schiffer schraubte am Boden des Bootes schnell eine Schraube los und warf sie ins Meer.

Filippo starrte die Doffnung an und sah, wie das Wasser eindrang und langsam stieg. Vor Schreck schrie er auf.

„Juan Manuel! Laß mich nicht unkommen! Nimm all dies Geld! Fünfhundert Pesos!“

„Für Geld hast Du Gabriela gekauft.“

„Ich gebe Dir tausend Pesos, ich gebe Dir mein ganzes Vermögen! Rette mich!“

„Wozu? Mein Vermögen war Gabriela, und Du hast es mir gestohlen.“

„Habe Mitleid, Juan Manuel!“

„Hättest Du mit mir Mitleid?“

„Ich wußte nicht, daß ich Dir so weh tat!“

„Du lägst! Du warst mein vertrautester Freund. Du wußtest, daß ich Gabriela über alles liebte, und hast sie mir feig gestohlen.“

„Ich stahl sie nicht. Sie wollte mich; und ich war schwach.“

„Schwach? Frauen dürfen es sein, Männer nicht. Wenn sie eine Kofette war, weshalb wurddest Du zum Verräter? Du, mein Freund!“  
„Juan Manuel! Bei Gott, höre auf Dein gutes Herz!“

„Schweig!“

Das Boot sank immer mehr. Juan Manuel stand auf einer Bank und sah seinen Rivalen mit finsternen Blicken an.

Der Italiener hatte verstanden. Diese Rache war seit langem vorbereitet. Es war unnütz, auf Mitleid zu hoffen. Besser war es, nach einem Brett zu sehen, um sich zu retten.

Sein irrer Blick fiel auf die Ruder. Juan Manuel ahnte seine Gedanken, wickelte schnell die Ankerkette um beide Ruder und warf sie ins Meer.

Nur die Bänke und der Mast blieben übrig.

Der Italiener verachtete, sie loszuziehen. Unmöglich.

Verzweifelt kniet er in dem steigenden Wasser des Bootes nieder.

„Juan Manuel! Verzeih! Mein Tod kann Dir nichts nützen. Wir werden beide sterben. Verzeih mir um Gabrielas willen!“

Aber Juan Manuel hörte nicht auf ihn. Mit gekreuzten Armen vorn am Bug sitzend, den Blick fest auf die ferne Küste gerichtet, glüht er einer Statue aus Granit, blind, taub und stumm.

Ein Wutanfall packte den Italiener, der glühende Wunsch, ihn zu erwürgen, und er stürzte sich auf ihn.

Aber der junge Schiffer hatte damit gerechnet.

„Das ist unsonst,“ sagte er. „Du bist waffenlos, und ich habe ein Messer.“

Und eine scharfe Klinge blühte in den Strahlen der Sonne.

Die Zähne Filippos knirschten vor Wut, und wie ein erschrockenes wildes Tier, das die Stäbe seines Käfigs durchbrechen will, umklammerte er den Mast, frallte seine Klagen in das Holz, schüttelte ihn wie wahnwitzig und bis wütend hinein. Aber der Mast bewegte sich nicht.

„Verflucht!“ schrie er außer sich.

Und immer tiefer sank das Boot in das ruhige Meer, das teilnahmslos Zeuge dieses schrecklichen Dramas war.

Besser auf einmal sterben, als langsam den Tod herantommen lassen.

Ganz im Banne seiner eigenen Gedanken, hörte Juan Manuel kaum, daß ein Körper ins Wasser fiel. Das Meer hatte seinen Rivalen verschlungen.

Bald nahm es auch ihn auf. Schon war der Kahn bis zum Rande voll Wasser. Als es seine Brust befüllte, streckte er die Arme der Küste entgegen, an der Gabriela stand, und sank mit seinem Fahrzeug in die Tiefe.

Juan Manuel hatte keine Liebe gerächt.

### Ein Wort über die Sicherheit der modernen Ozeandampfer.

Die erschütternde Katastrophe, welcher der White Star-Dampfer „Titanic“ zum Opfer gefallen ist, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf die Vorkehrungen, welche zur Verhütung derartiger Unfälle an Bord der modernen Ozeandampfer getroffen sind. Seit der Einführung der drahtlosen Telegraphie, der Unterwasser-Schallsignale, der Schottenschließvorrichtungen und zahlreicher anderer Hilfsmittel in den Schiffsbetrieb, gehören Seemiserfälle auf modernen Schiffen zu den größten Seltenheiten. In der Tat ergeben die statistischen Nachweise, daß der Jahresdurchschnitt der in Eisenbahnbetriebe Verunglückten den der Seeschifffahrt bedeutend übertrifft. Dennoch muß man sich angesichts des jüngsten Ereignisses fragen: Gibt es keine Möglichkeit, Leben und Eigentum auf See in noch vollkommenerer Weise zu schützen, um derartige Unglücksfälle auszuscheiden? Oder welche Mittel könnten dazu dienen, die Gefahr rechtzeitig zu erkennen, um ihr auszuweichen zu können? Um zu der ersten Frage Stellung nehmen zu können, ist es notwendig, die Hilfsmittel zu be-

trachten, die zurzeit als Schutz bei Kollisionsgefahren dienen. Als solche sind an erster Stelle zu erwähnen die senkrecht in das Schiff eingebauten wasserdichten Querwände oder Schotten, wodurch der feste Schiffsrümpf in eine Anzahl vollständig abgeschlossener Räume eingeteilt wird. Die Abstände der Schotten voneinander sind so berechnet, daß im Falle des Vollaufens einer oder zweier benachbarter Abteilungen das Schiff noch schwimmfähig bleibt. Zwar ist es im Interesse eines geordneten und sicheren Betriebes der maschinellen Schiffsanlagen erforderlich, eine Verkehrsmöglichkeit zwischen den einzelnen unten im Schiff befindlichen Kessel- und Maschinenräumen durch Anbringung von einigen Türen herzustellen. Diese Türen sind aber so konstruiert, daß sie im Falle der Not in wenigen Augenblicken vollkommen sicher geschlossen werden können. Es geschieht dies mittels der sogenannten Schottenschießvorrichtungen, die in England vielfach, so auch bei der „Titanic“, mittels elektrischer Kraft, auf den großen Dampfern der deutschen Gesellschaften auf hydraulisch-pneumatischem Wege nach dem sogenannten Lloyd-Stone-System betätigt wird. Der Norddeutsche Lloyd ist bei der Einführung des letzteren Systems von der Erwägung ausgegangen, daß durch dieses im Gegensatz zur Elektrizität, die immerhin die Gefahr des Kurzschlusses in sich birgt, eine größtmögliche Betriebssicherheit geschaffen wird. Die Vorrichtung wird durch eine einfache Handhabe auf der Kommandobrücke in Betrieb gesetzt, worauf der gleichzeitige Schluß sämtlicher Türen in etwa 30 Sekunden erfolgt. Ein im Steuerhaus auf der Kommandobrücke befindlicher Schiffsplan, auf dem sämtliche im unteren Schiffsraum vorhandenen wasserdichten Türen angegeben sind, läßt durch das Anleuchten von kleinen elektrischen Lampen, die an den bezeichneten Türen angebracht sind, sofort erkennen, ob sämtliche Türen geschlossen sind oder nicht. Auf diese Weise ist der Kapitän sofort in der Lage, eine etwa nicht ganz geschlossene Tür unmittelbar festzustellen. Sollte einmal durch einen unglücklichen Zufall die Schottenschießvorrichtung an der betreffenden Tür temporär versagen, läßt sich dieser Mißstand sofort beseitigen und vermittels einer an jeder wasserdichten Falltür angebrachten, oben im Schiff von Hand zu betätigenden Niederschraubvorrichtung auch diese Tür vollkommen wasserdicht verschließen. Dieses System, welches schon seit vielen Jahren vom Norddeutschen Lloyd eingeführt ist, hat sich bisher auf das beste bewährt.

Besonders geschätzt ist ferner noch der Schiffsboden selbst, der gerade bei Kollisionen mit Eisbergen leicht in Mitleidenhaft gezogen werden kann. Dies ist erreicht durch Anbringung eines zweiten inneren wasserdichten Bodens, des sogenannten Doppelbodens, so daß bei Beschädigung des äußeren Bodens der innere Schiffsräum intakt bleibt.

Wenn man nun hiernach überzeugt sein sollte, daß die modernen Passagierdampfer unsinkbar sind, so gibt es doch, wie der Fall der „Titanic“ zeigt, Ereignisse, denen der Mensch mit aller seiner Kunst machtlos gegenübersteht; glücklicherweise gehören diese zu den aller seltensten. Es wäre verfrüht, schon jetzt, bevor authentische Aussagen von Zeugen des Unfalls vorliegen, sich ein Urteil darüber zu bilden. Jedenfalls wird man wohl mit Sicherheit annehmen dürfen, daß der Dampfer in ausgiebigster Weise mit Sicherheitsvorkehrungen gegen Kollisionsgefahr ausgestattet gewesen ist. Wenn er trotzdem in verhältnismäßig kurzer Zeit dem Elemente zum Opfer fiel, so findet dies möglicherweise seine Erklärung darin, daß durch den Anprall der gewaltigen, in Bewegung befindlichen Massen des 46 000 Registertons messenden Schiffskörpers Erschütterungen in demselben hervorgerufen worden sind, denen die Schiffsverbände nicht mehr standzuhalten vermochten, so daß außer den durch die

direkte Berührung mit dem Eisberg verletzten Schiffsräumen auch noch andere Räume in Mitleidenhaft gezogen sind und sich infolgedessen allmählich mit Wasser ausgefüllt haben, wodurch dann schließlich der Untergang des Dceanriesens unausbleiblich wurde.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Schwerpunkt in der Sicherheit so großer Fahrzeuge in der Navigation liegt. Schiffe von den gewaltigen Dimensionen der „Titanic“ sind naturgemäß schwerfällig und erfordern in gefährlichen Gewässern jedenfalls noch größere Aufmerksamkeit und Vorsicht als Schiffe von kleineren Dimensionen. Ehe nicht direkt das Gegenteil bewiesen ist, darf ohne weiteres angenommen werden, daß der erfahrene und als vorsichtig bekannte Führer der „Titanic“ es nicht an dieser Vorsicht hat fehlen lassen, daß vielmehr eine Verkettung von unglücklichen Umständen das tragische Ereignis veranlaßte. Für den zurzeit bestehenden und in Fahrt befindlichen Dampferstyp liegen bereits jahrelange Betriebserfahrungen vor, so daß die Kapitäne mit den Eigenschaften der Schiffe völlig vertraut geworden sind. Man kann daher überzeugt sein, daß unter Beobachtung aller Vorsichtsmahregeln auch weiterhin den Gefahren der See wirksam vorgebeugt werden kann.

Natürlich lassen sich die Gefahren, die durch Eis und Nebel herbeigeführt werden, ebenso wenig vollständig beseitigen, wie die Abwechslung von Regen und Sonnenschein. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in der warmen Jahreszeit die ungeheuren arktischen Eismassen sich teilweise lösen, mit der südlich fließenden „Labrador-Strömung“ ihre Reise in niedrigere Breitengrade beginnen und im Frühjahr in der Gegend der atlantischen Fahrrouen anlangen. Diese periodischen Erscheinungen sind dem Seemann bekannt und haben die Einführung der sogenannten Sommer- und Winterrouen während der eisreichen und eisfreien Monate geeigt. Naturgemäß ist weder die Ausdehnung der Eiszelder noch ihr Erscheinen an feste Daten gebunden, sie variiert vielmehr beständig. In besonders eisreichen Jahren wird — wie bekannt auch jetzt — eine besonders festgelegte südliche Eisroute im atlantischen Verkehr eingehalten. Gerät ein Schiff in solche Eisdriften hinein, so ist äußerste Vorsicht in Navigation und Geschwindigkeit geboten. Das kalte Wasser der Bänke von Newfoundland hat bei südlichen Winden stets Nebel zur Folge und nur langsam „fühlt“ sich das Schiff seinem Ziele entgegen. Das Vorhandensein kleinerer Eiszellen läßt häufig schon auf größere Eismassen schließen und selbst die kleinsten Unterschiede der Wassertemperatur, die in kurzen Zeiträumen etwa alle fünf bis zehn Minuten gemessen werden, geben dem Schiffsführer schon einen gewissen Anhalt und erheischen bei sorgfältiger Navigation die höchste Aufmerksamkeit. Unter solchen Umständen treten die Interessen des richtigen Ankunftsdatums und Schnelligkeitsrückichten vollständig zurück; Sicherheit von Leben und Eigentum sind die allein maßgebenden Faktoren.

Glücklicherweise gehören solche Unglücksfälle wie der letzte zu den allergrößten Seltenheiten, ja, sie galten in der Neuzeit für unmöglich, aber das letzte erschütternde Ereignis hat wieder einmal bewiesen, daß das Schicksal entgegen aller Kunst und menschlicher Berechnung unvermutet hereinbrechen

kann. Vielleicht wäre das Unglück noch weit schlimmer geworden, hätte nicht die drahtlose Telegraphie wieder einmal einen glänzenden Beweis für ihre Wichtigkeit als Sicherheitsfaktor erbracht. Das Eintreffen der „Carpathia“ hat doch wenigstens einige hundert Seelen vor dem sicheren Tode bewahrt.

Es darf ohne Ueberhebung behauptet werden, daß die Zahl der wirklich ernstlichen Unfälle im Zeitalter der heutigen Technik trotz des erheblich gesteigerten überseeischen Reiseverkehrs ganz wesentlich zurückgegangen ist. In dies Verdienst teilen sich gleichmäßig Schiffsführer und Ingenieure. Die Erfahrungen der einen und der Erfindungsgeist der anderen haben durch praktische Ausbannung der drahtlosen Telegraphie, der Schottenschießvorrichtungen und Unterwasserhellsignale und der Vorkehrungen gegen Feuersgefahr einen Grad von Sicherheit im überseeischen Reiseverkehr geeigt, wie er im Eisenbahnbetriebe bis jetzt wohl kaum zu erzielen war. Es ist daher zu Bemühigungen keine Veranlassung. Und wenn auch Unfälle wie der der „Titanic“ die ganze Welt in Trauer versetzen, so handelt es sich doch glücklicherweise immer nur um ganz seltene Ausnahmen, die in keiner Weise zu Zweifeln an der Sicherheit des Seeverkehrs berechtigen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die auf den drei größten Dampfern des Norddeutschen Lloyd vorhandenen Rettungsboote und deren Kapazität: Dampfer „George Washington“ ist, wie hier gegenüber irrigen Angaben in der Presse erwähnt sei, in stände, bei äußerster Beladung 3400 Personen einschiff. Mannschaft an Bord zu nehmen. Die Gesamtzahl der an Bord für Rettung verfügbaren Boote beträgt im ganzen 36, von denen 22 ohne jeden Verzug, die restlichen 14 unmittelbar danach ins Wasser gelassen werden können. Die Aufnahmefähigkeit dieser Boote, entsprechend den Vorschriften der See-Berufsgenossenschaft, beträgt im ganzen 2280 Personen. Die oben angegebene Höchstzahl von Passagieren wird praktisch jedoch wohl niemals erreicht. Die durchschnittliche Besetzung des Dampfers pro Reise betrug in den letzten beiden Jahren 2285 Personen einschiff. Besetzung. Hieraus ist ersichtlich, daß auch in dem seltenen Falle einer vollen Besetzung des Schiffes der größte Teil der Passagiere und Besatzung in den Booten untergebracht werden kann.

Ganz ähnlich verhält es sich bei den Schnell-dampfern „Kronprinzessin Cecilie“ und „Kaiser Wilhelm II.“ des Norddeutschen Lloyd. Die Gesamtbesetzungsfähigkeit dieser Dampfere mit Passagieren beträgt bei beiden im Höchstfalle rund 1470 Personen, während im Durchschnitt der beiden letzten Jahre auf Dampfer „Kronprinzessin Cecilie“ 975, auf Dampfer „Kaiser Wilhelm II.“ 1040 Passagiere pro Reise an Bord gewesen sind. Hierzu kommen bei beiden Schiffen rund 650 Mann Besatzung. An Booten sind auf jeden der beiden Schiffe insgesamt 28 vorhanden mit einer Aufnahmefähigkeit von ca. 1600 Personen. Auch hieraus ergibt man, daß auch bei der größtmöglichen Beladung der Dampfer der größere Teil der Passagiere und Besatzung in die Boote genommen werden kann.

In einem Artikel der Frankfurter Zeitung war dieser Tage die Behauptung aufgestellt, die Vorschriften seien nicht nur in England, sondern auch in anderen Ländern ganz veraltet. Demgegenüber sei für die deutschen Vorschriften bemerkt, daß diese gerade bei den großen atlantischen Passagierdampfern ganz erheblich über die englischen hinausgehen, wofür als Beispiel dienen mag, daß die Boote vom Dampfer „George Washington“ fast sämtliche Personen einschiff. Mannschaft, die zur Zeit des Unfalls auf Dampfer „Titanic“ sich befanden haben, hätten aufnehmen können.

*Unseren sollten  
Kollisionsobstakelstoffen  
winkeln.*

*Ihr Josef Wolff's!*



